

Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts : Aufsätze von Oskar Walzel

Autor(en): **L. Z. / Walzer, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **16 (1911-1912)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lesekasten haben sich aus ihrem ursprünglichen Zündholzschachtelszustand zu ganz hübschen, fertig ausgerüsteten Pappkasten herausgemausert. Sie haben nur den Nachteil, dass sie im Engrosbezuge leider eine Mark kosten per Stück. Sie sind zu beziehen bei Rahmstorf, Buchhandlung, Berlin, Hohenstaufenstrasse 30^{1/2}.

(Schluss folgt.)

Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts.

Aufsätze von *Oskar Walzel*.*

Auf Neujahr 1900 erschienen drei Romane, die viel Aufsehen erregten. Ihre Verfasser gehörten nicht der gleichen Nationalität an; die Welt und Lebensanschauung der Dichter war eine durchaus verschiedene; aber sie predigten das gleiche: „Bebaut die heimatliche Scholle!“. In seinem „Erdsegen“ macht Rossegger diese Bitte zu seinem Hauptthema; in „Auferstehung“ von Tolstoi und „Fécondité“ von Zola wird sie gleichsam als Heldenmotiv mit viel Liebe und Ernst ausgesprochen und begründet. In den drei Romanen spüren wir etwas von prophetischer Begeisterung. Dies beweist uns, dass der wirkliche Dichter die unausgesprochene, fast unbewusste Sehnsucht derjenigen Kinder seines Volkes ausspricht, welche die Schäden der Zeit mitfühlend erkennen, unentwegt an eine Erlösung von aller politischen oder sozialen Not glauben und ihre Kräfte zum Heilungsprozess einsetzen. Es zeigt ferner, dass je und je Gedanken gleichsam in der Luft liegen und die Menschheit in ihrer Fortentwicklung unter den verschiedensten Himmelsstrichen ähnliche Stufen durchläuft, ähnliche Erfahrungen macht und zu ähnlichen Resultaten gelangt.

Wozu jetzt im Frühsommer 1912 diese Einleitung? Um gegenüber der von so vielen verfochtenen, fast zur Mode gewordenen Methode, Dichter und Dichtung rein biographisch-philologisch zu behandeln, so als ob der Dichter in seinem Schaffensdrange keinem Naturgesetze unterworfen wäre, die Stellung zu erklären, die Walzel in seinem hochbedeutenden Sammelbande „Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts“ einnimmt. Schon der Titel gibt zu denken. Der Literaturhistoriker ordnet seine 23 Studien ganz allgemein in das „Geistesleben“ zweier Jahrhunderte ein. Wieso? Eine Dichtung ist etwas Organisches und folgt darum wie alles Lebendige dem Gesetze der Entwicklung. Sie ist nicht losgelöst von der Nationalität ihres Schöpfers, sondern wurzelt recht eigentlich in den politischen oder sozialen, jedenfalls in den philosophischen Ideen der Zeit, in welcher der Dichter lebt. Über diese Abhängigkeit von der Zeitströmung und dem Milieu im weitesten Sinne gibt sich der Dichter wohl selten Rechenschaft. Das Ideal der Zeit reisst ihn eben mit, umflutet auch ihn; ist doch in jedem Menschheitsziel ein Stück Wahrheit, die erkannt werden und machtvoll ins Leben treten möchte. Und wenn er sich seiner Beeinflussbarkeit auch gar nicht bewusst ist, nicht sagen kann, woher ihm eine Erkenntnis gekommen ist, die ihn innerlich bearbeitet und zum schöpferischen Gestalten drängt, woher ein treffendes Bild stammt, wo er den Stoffkeim für ein neues Werk gefunden hat, ja, wenn blitzartig wie eine Inspiration eine Gefühlssteigerung ihn weit über den Alltag emporhebt: so ist

das für sein künstlerisches Schaffen und für den Genuss des Kunstwerkes belanglos. Der Dichter ist darin wie die Pflanze, die durch ihre Faserwurzeln allerlei Säfte aus dem Boden zieht, die Luft und Sonne braucht, Tau und Regen. Er ist eben fähiger Eindrücke aufzunehmen, als der Durchschnittsmensch; er sieht tiefer, hört mit hundert Ohren und empfindet kräftiger. Die Wirklichkeit des Lebens ergreift ihn und greift ihn an. Und wenn der Stoff ihn packt oder er mit ihm ringt in hartnäckiger Arbeit, so schafft er ein Neues, und für dieses neue organische Kunstwerk ist es ganz gleichgültig, ob der Stoffkeim in einem gehörten Worte, einem Bilde, einem Erlebnis, einer Zeitungsnotiz oder einer alten Vorlage, einer Dichtung oder einem Problem liegt. Ganz unvermittelt wird nichts Neues geboren, und die Wahrheit wird nicht erfunden und fällt nicht vom Himmel. Wenn wir reife Früchte vom Baume brechen, fragen wir nicht nach dem Ursprung der Nahrungssäfte und nach der Art des Assimilationsprozesses. Das tut der Gärtner. Ähnliches, scheint mir, ist die hohe, richtig verstandene Aufgabe des Literarhistorikers. Hat nicht schon Schiller dies im Auge, wenn er am 1. September 1794 von Jena aus Körner vorschlägt, ein Ideal der Schriftstellerei und ihres Zusammenhanges mit der ganzen Kultur aufzustellen? „Schriftstellereinfluss spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nötig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen. Diese Materie stände mit der Einwirkung auf die Geister in dem nächsten Zusammenhange, und die reichhaltigsten Resultate der ganzen Philosophie würden darin zusammenfließen.“ — Was Schiller wünscht, will in der Hauptsache auch Walzel in seinen Aufsätzen. Wenn er in „Goethes Wahlverwandtschaften im Rahmen ihrer Zeit“ sagt (S. 198), er versuche, die „Wahlverwandtschaften“ aus isolierender, biographischer Betrachtung herauszuheben und sie einer historisch gedachten Entwicklungsreihe einzufügen, so gibt das Wort nur den Grundton an, auf den die verschiedensten Akkorde aufgebaut sind.

Es ist in der modernen Schule verpönt, Geschichtsunterricht zu erteilen, der wichtige Tatsachen und Daten aneinander reiht. Die Schüler sollen etwas ahnen von geschichtlichen Zusammenhängen, sollen Leben, wirkliches Leben kennen lernen, wie sie es im geographischen und naturkundlichen Unterricht auch tun. Nur auf dem Gebiete der Literatur fährt man oft einseitig fort, Biographien und Analysen zu geben, weil die meisten Literaturgeschichten eben auch nichts anderes darbieten. Es hiesse eine Geschichte des menschlichen Geistes und der gesamten deutschen Kultur schreiben, also ein Riesenwerk vollbringen, wenn ein Gelehrter der ganzen deutschen Literatur in diesem Sinne nachspüren wollte. Walzel hat sich weise beschränkt auf die Geistesströmungen der zwei Jahrhunderte, in die er sich so ganz besonders mit romantischer Beweglichkeit des Geistes eingefühlt und die er sich mit klassischer Gründlichkeit innerlich erobert hat. Was uns, die wir das Glück hatten, seine Schüler zu sein, nicht zum mindesten immer wieder begeisterte, war die nachschaffende, die positive und niemals absprechende Kritik, die er stets anwandte. Wie warnte er uns vor blossen Werturteilen, und wie wies er uns an, stets nur als Fragende und unvoreingenommen Forschende an die Dichtung und den Dichter heranzutreten, auch wenn alles Suchen nur in einem negativen Ergebnis auslaufen sollte. „Kein Resultat, ist auch ein Resultat“, sagte er in solchen Fällen wohl tröstend und wies dann auf eine andere lockende Spur. Diese Methode führte zu einem verständnisvollen Erfassen des behandelten Spezialgebietes, zu einem Heimischwerden

und Vertrautsein, das seinen Hauptwert darin hatte, dass es selbsterarbeitet und — bescheiden war.

Den Eindruck des durchaus selbständig Ergründeten, des liebevollen Einfühlens und der Milde der Überlegenheit empfangen wir aus den gedankenreichen Studien, hinter denen eine Unsumme von Geistesarbeit steckt, die nicht nur dem Fachgelehrten dienen wird, sondern die jeden anregt und fördert, der von Literatur mehr will als Unterhaltung. Walzel erfüllt selber die schönste Aufgabe des Historikers wie er es Ricarda Huch (S. 100) nachrühmt: „Das innerste Wesen längst Entschwundener zu verstehen und zu deuten“ und er verbindet wie sie die „esoterische und exoterische Darstellungsform“, er geleitet den Kundigen auf reichverschlungenen Pfaden, die das weitere Lesepublikum nicht zu gehen wünscht, und er bietet diesem entzückende Ausblicke, die zum Weiterschreiten locken; er ist hier durch das gedruckte Wort, was er immer durch das gesprochene gewesen: Der grosse Anreger.

Im ersten Aufsatz „Lessings Begriff des Tragischen“ schält der Verfasser in vorbildlicher Gründlichkeit als Wesentliches aus Lessings Theorie der Tragik heraus, dass „die Tragödie ein Kunstwerk der Einfühlung“ sei, während sie für Mendelssohn ein Zeugnis der bewussten Selbsttäuschung bedeute (S. 35). Mit Schiller beschäftigen sich „Schiller und die bildende Kunst“ und „Schiller und die Romantik.“ Die zweite Studie wird wertvoll schon allein durch die klare und überzeugende Deutung der Schlagwörter Klassizismus und Romantik (S. 63 ff.). In „Ricarda Huchs Romantik“ preist Walzel nach eingehender Prüfung das geniale Werk der Neuromantikerin als „das stolze Denkmal der Neuromantik, die eine neue, aber höhere Evolution der alten Romantik ist.“ (S. 127). In „Goethe und das Problem der faustischen Natur“ wird uns eine kulturhistorische Charakterstudie geboten, die Wandlung und Entwicklung des faustischen Typus während der Zeit des Entstehens und Erscheinens der Faustdichtung gezeichnet. Und wie Briefsammlungen zu verwerten sind, wie aus ihnen heraus der menschliche Gehalt geschöpft werden und eine Charakterentwicklung erstehen kann: das zeigen die mustergültigen Essays „Clemens Brentano und Sophie Mereau“, „Amalie von Helvig-Imhoff“ und „Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut“. Für Gustav Freytag („Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg“) hat der Autor keinen Tadel, nur ein Befremden für die sehr hohe Meinung, die der Dichter von seiner Stellung unter den lebenden Künstlern besass. Walzel sucht sofort eine Erklärung für die überstolzen Worte und findet sie in der Annahme, dass sich Freytag „überhaupt nicht bewusst war, der Zeitgenosse Böcklins, Richard Wagners und Gottfried Kellers zu sein.“ (S. 412). Und was vornehm und doch unmissverständlich ablehnen heisst, lehrt uns „Stendhal und die romantische Krankheit“. Das Entstehen der Rheinpoesie erleben wir durch die Aufsätze „Rheinromantik“ und „Zacharias Werner und der Rhein“. Wir ziehen mit den lebensfreudigen Genossen Arnim und Brentano den Rhein entlang zum Lore Layfelsen; wir weilen mit Bettina im Landhaus im Winkel, trauern mit ihr um das düstere Ende ihres „Schwanen“ ihrer Freundin Gunderode, machen alle Wandlungen der Rheinpoesie mit durch, die rebenfreundliche eines Hölty, die symbolische eine Hölderlin, die zum erstenmal nationale und sagenreiche eines Fr. Schlegel, dem die Jungromantiker gerne folgen, und sehen im zweiten Aufsatz, wie dieser patriotische Ton endlich auch Zacharias Werner einstimmen macht in den romantischen Sang vom Rhein. Wirkt die „Rheinromantik“ durch den poetischen Zauber der Sprache, so vergessen wir beim Lesen von „Chamisso

Fortunat“, dass dies eine sehr gelehrte Untersuchung ist, weil das Werden des Fragmentes in Zusammenhang gebracht wird mit den Ideen Epiktets über die Willensfreiheit. Dieses „Mitwollen ruhigklar des Schöpfers Willen“ reift in Chamisso aus zur Resignationsstimmung, die uns aus „Peter Schlemihl“ besser bekannt ist. Also werden auch hier wieder ethische Gedanken, Menschheitsfragen ins Interesse gerückt.

In doppeltem Sinne reich vertreten sind die Österreicher. Eine neue Beleuchtung fällt auf Niklaus Lenau. Nicht der Weltschmerz, wie ihn etwa Byron besungen, ist das wesentliche Merkmal seiner Kunst, sondern des Dichters Art, „eine neue Mythologie beseelter Naturerscheinungen“ zu schaffen. Diese Kunst-richtung wird so scharf abgegrenzt und klar umschrieben, dass wir ein wichtiges Stück Poetik und ein Kapitel romantischer und Goethe'scher Naturphilosophie nur so nebenbei mitnehmen, zugleich über Karl Mayers Kleinkunst und andere Bestrebungen österreichischer Dichter gründlich unterrichtet werden. Dann aber erhalten wir einen Überblick über die damals in Mode gekommene exotische Dichtung, in der Lenau eine bevorzugte Stelle einnimmt, weil er durch seine musikalische Anlage den eigenartigen Reiz des Lebens in der Pussta nachzuerleben und in einem Kunstwerk festzuhalten vermochte. Wir sehen ihn nach philosophischer Tiefe ringen und zur Erkenntnis gelangen, dass sein höchster Lebenszweck in der künstlerischen Ausbildung liegt, einer Erkenntnis, die ihm die Worte in die Feder diktierte: „Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt.“ (S. 373).

Wie eine Einleitung oder Ergänzung zu den „Österreichischen Lebenskünstlern“ (Alexander von Villers“ und „Graf Hoyos“) kommt mir „der Lebensabend einer Idealistin“ (Malwida von Meysenbug) vor. Wie ihr Seelenfreund Warsberg huldigt die frühere Demokratin dem Ideal des Schönen und einer verfeinerten Kunst des Empfindes, für die Villers Schule gemacht hat. Wenn er sagt: „Die grösste Kunst ist Leben, . . . „Wenn die Finger erstarren, soll ein Kunstwerk aus der Hand fallen“ (S. 426), so ist Graf Hoyos in der ebenmässigen Ausbildung seiner reichen Individualität ein Beleg dafür. „Saars Novellen aus Osterreich“ bringen feinsinnige Bemerkungen über die Technik der Novelle; sie verfolgen aber auch die künstlerische Entwicklung der österreichischen Novelle seit den 60er Jahren.

Eine wundervolle allseitige Würdigung wird in „Marie von Ebner-Eschenbach“ der österreichischen Dichterin zuteil. Sie regt zum Nachdenken an, dass man wie weiland im deutschen Seminar allerlei fragen möchte, etwa: „Ist Marie von Ebner die Schilderung des reichen und gebildeten Mittelstandes vielleicht deshalb weniger geglückt als die des Kleinbürgers und Bauers, weil sie mit ihm am wenigsten persönliche Berührung hatte? Spielt die Frauenfrage in ihren Romanen etwa darum keine Rolle, weil Marie von Ebner keine sie lähmenden Fesseln abzuschütteln hatte? Bedingte nicht die Katholikin die Gestaltung des Problems in „Unsühnbar“?“ Ganz besonders deutlich sind in dieser Arbeit die lebendigen Strahlen gezeigt, die vom Dichter in die Dichtung strömen, wird hingewiesen auf den ethischen Nährboden, dem die Dichtungen entsprossen sind.

Diese Wechselwirkung zwischen Künstler und Kunstwerk illustriert die psychologische Studie über den nordischen Dichter in „Ibsens Thesen“. Wir machen den Kampf mit in der Seele des Übergangsmenschen, der ein drittes Reich der Wahrheit und Freiheit und einer neuen Sittlichkeit ahnt und als „Stiefkind des Glückes“ doch seinen Wesens- und Schaffensgrenzen und der an-

erkannten alten Sittlichkeit gehorcht. Diese Tragik, findet er nicht in sich allein, sondern in allen Übergangsmenschen; er verkörpert sie im Kunstwerk, nicht um Thesen zu predigen, sondern um Auge und Herz der Mitwelt zu öffnen.

Über das Wesen der alten Tierfabel, über die Verschiebung der Stellung zwischen Mensch und Tier von den Tagen Ludwigs XIV. an, die von Descartes rationalistischem Denken beeinflusst waren, bis zur romantischen Tierpoesie eines J. V. Widmann und der modernen Biologie, spricht Walzel in „Lafontaine redivivus“, um schlagend zu beweisen, dass Rostand wie der witzige Lafontaine „das Tier benutzt, um Menschliches zu deuten“, niemals aber die Grenzen überschreitet, wo der Mensch im Tiere seinem eigenen Sehnen nach höherem Leben angstvoll begegnet.

Die „Bühnenfragen der Gegenwart“, die uns schweizerischen Lehrerinnen fern zu liegen scheinen, fesseln doch durch die Streiflichter, die das Zentrum der Bühnenwirkung treffen, die Bedeutung von Illusion und Phantasie, und weisen den einzig richtigen Weg zur Inszenierung in dem Ergründen des Wesens der Phantasie und ihrer Gesetze. —

Wer bei der Schilderung eines Bergwaldes im Leser den Eindruck erweckte, er habe ein so allseitiges Bild von ihm erhalten, dass er füglich auf einen Waldspaziergang verzichten könne, der hätte ihm genau so schlechte Dienste geleistet, wie der Rezensent, der zu viel oder zu wenig oder nicht das Zweckmässige über eine bedeutende literarische Arbeit gesagt hat. Er hat den Inhalt verwässert oder verkümmert oder einseitig gedeutet, jedenfalls seinen Zweck verfehlt. Und doch möchte der, welcher mit Genuss und innerem Gewinn sich in ein Werk versenkt hat, durch seinen Hinweis in möglichst vielen die Lust wecken, selber die Schätze zu heben, sich an ihnen zu freuen, sie sich zu eigen zu machen und mit geschärftem Blicke neue Goldadern zu suchen. L. Z.

Frau Emma Coradi-Stahl.

Weite Kreise schweizerischer Frauen sind in Trauer um eine der besten von ihnen, um Frau Coradi-Stahl. Auch wir Lehrerinnen haben Grund, ihrer dankbar zu gedenken; denn wenige Schweizerfrauen haben für Schul- und Bildungsfragen ein so lebendiges Interesse gezeigt, wie sie; keine hat auf dem Gebiete des Schulwesens so grosse Erfolge errungen, wie sie Frau Coradi in den letzten 15 Jahren beschieden waren.

Wenn von anderer Seite in verschiedenen Nekrologen hauptsächlich die Verdienste der Verstorbenen um schweizerische Werke der Gemeinnützigkeit hervorgehoben wurden, so möge an dieser Stelle in erster Linie ihr Verhältnis zur Schule, ihre Tätigkeit für die Mädchenfortbildungsschule und speziell ihre Arbeit im Schosse der Sektion Zürich des schweizerischen Lehrerinnenvereins beleuchtet werden. Ein kurzer Blick auf ihr Leben wird zeigen, wie sicher ihr Lebenswerk in ihrem Wesen und ihren Erfahrungen wurzelte.

Ihr lebendiges Interesse für Schulfragen überrascht uns nicht, wenn wir erfahren, dass sie Tochter eines Lehrers und Gattin eines Lehrers gewesen. Überraschender ist es vielen, die als Bedingung jeder führenden Stellung und weitergreifenden Tätigkeit Mittelschul-, wenn nicht gar akademische Bildung verlangen, zu hören, dass sich ihr Schulbesuch auf Primar- und Sekundarschule